

Alte Hansastadt

Autor(en): **Egger, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 37

PDF erstellt am: **17.09.2024**

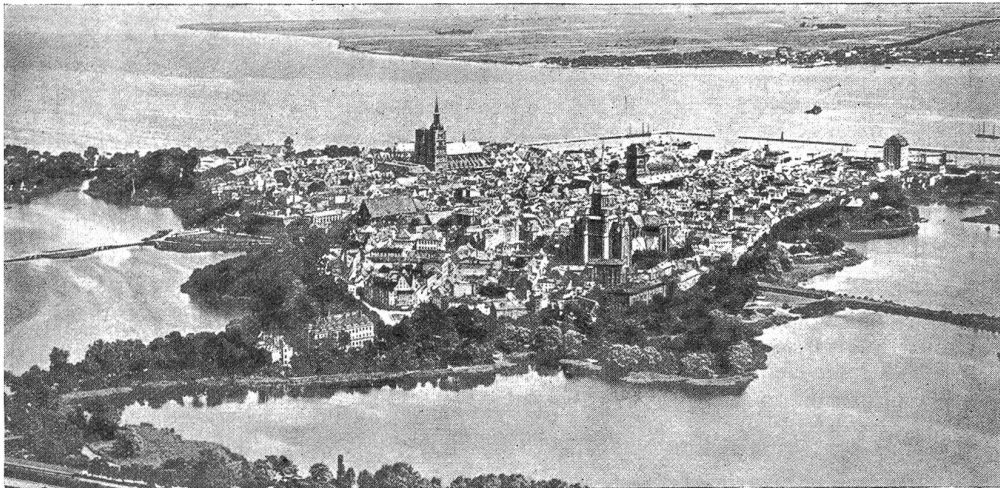
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Stralsund, Altstadt (Fliegeraufnahme).

Alte Hansastadt.

Provinz.

Wir erwarten keine Großstadt, während der Zug stundenlang durch roten Mohn fährt, Mohn zur Rechten und zur Linken. Das Korn ist braun vor schwerer Reife und steht so hoch, daß die Stadt Stralsund erst im letzten Augenblick sichtbar wird. Eine Stunde zurück lag Greifswald mit blumenlosen kahlen Backsteinhäusern in der staubgrauen Ebene. Doch Häuser an Bahnschienen sind immer unerquidlich.

Auch Stralsund ist klein, aber was besagt das Ausmaß bei einer Meerstadt von solcher Schönheit und Bedeutung? Ich war nun dreimal dort und erhielt auf jeder Hinfahrt den Eindruck einer unabsehbaren Ländlichkeit. Als ob alles, was Stadt bedeutet, sich mit Berlin erschöpft hat; und was nordwärts gegen das Meer zu liegt, bis zur pommerischen Küste, das mag nicht mehr mittun. In den Zügen zwischen Neustrelitz und Stralsund sah einfaches Landvolk, das sich in der Stadt etwas besorgen wollte. Mehrmals fanden sich Polen darunter. Sie setzten sich auf ihre verbrauchten Koffern, beugten sich mit funkelnden Augen vor und erzählten einander aufregende Dinge.

Dies also ist die pommerische Kreisstadt,

Hansastadt!

Früher, als Kind in der Schule, stellten wir uns ein Klein-Hamburg vor, womöglich mit Negern, Untergrund- und Hochbahn und zahllosen Vergnügungslokalen. Aber da sind es alle drei Mal dieselben Schwalben über dem Edbalken des Wartesaales, die uns bei der Ankunft im stillen Bahnhof entgegenzischern. Wie in der Diele eines oldenburgischen Bauerngehöftes. Ich wette, daß sie in zehn Jahren noch dort oben ihr Wesen treiben, andere Schwalben aus anderen Sommern, aber sicher von jenem Edbalken herunter, den ich im Traum zeichnen könnte.

Das erste Mal blieb ich in der Bahnhofshalle stehen vor der großen Photographie einer Meerstadt. „Das muß Stockholm sein!“ Es ist Stralsund. — Wie könnte mich diese Ueberraschung länger als zwei Sekunden vor der abgebildeten Ostseestadt zurückhalten? Lieber will ich sie selbst als ihr Konterfei.

Nun vor allem erst ziellos dorthin, wo mich die Füße tragen. Daß die Hansastädte ruhig sind, wußte ich, — aber diese Ruhe erlebte ich höchstens einmal in Moskau. Sie ist durch nichts zu schildern, jedes Wort darüber pro-

faniert sie; denn sie ist ein Traum. Diese Stille ist etwas, das auch statistisch durch die kleine Einwohnerzahl nicht erklärt wird, 47,000 Seelen. Tram, Wasserflugzeug, Lastwagen und ganze Rudel schreiender Gassenkinder schädigen sie nicht. Ruhe liegt im weiten Gebiet freier Plätze, unter den kühlen Stadttoren, in den schimmernden unbewegten Teichen mit den Silberbäumen am Ufer. Die Größe vieler Jahrhunderte entsprängt der nordischen Backsteingotik. Steile Patrizierhäuser haben hohe Giebelfronten. Unvergleichlich ist das Rathaus auf dem Alten Markt, unvergleichlich nordisch sind die Kirchen. Edel fügen sich Renaissancebauten und Barock hinein.

Nun aber will ich auf einen Kirchturm steigen:

Ich suche mir den höchsten. Wo ist der Pförtner? Der Pastor selber erscheint, alter Herr, wohlwollend. „Sie sind gewiß aus Schweden?“ — „Nein, Schweiz.“ — „Etwa von Bern?“ — „Ja.“ — „Da kennen Sie doch das Schänzli!“ — „Sicher.“ — „Warten Sie einen Augenblick, kleines Fräulein. Ich will Sie unbedingt auf den Turm führen. Er ist zwar etwas baufällig, und ich war lange nicht oben. Aber wenn Sie das Schänzli kennen ... Ich hatte einen ehemaligen Konfirmanden dort im Orchester und besuchte ihn einmal. Doch er ist dann früh gestorben.“

Ich kann noch heute nicht entscheiden, ob die Erinnerung an eine geliebte Stadt und einen betreuten Konfirmanden das Gesicht des alten Herrn so erleuchtete, oder ob es der jubelnde Anruf einiger Kinder vor der Pfarrhaustür waren. „Tag Onkel, Onkelonkel, is Tante zuhaus?“ — „Ja, geht nur zu ihr, Kinderchen.“ Er schüttelt Händchen, die sich ihm von überall entgegenstrecken, saubere und schmutzige Händchen. Auffallend ist, daß einige Kinder noch knißen oder Verbeugung machen. Auf dem Weg zur Kirche erzählt er mir, daß seine Frau öfters Kuchen backt und bei der ganzen Jugend Tante heißt.

Die roten Stufen, die wir nun emporklettern, sind stellenweise kaum mehr kenntlich. Mein Führer ist besorgt, aber ich halte mich ja am Seil. „Gletscherseil“, lacht er zurück. Ich bitte ihn aber, seinetwegen doch umzukehren, da er vorher ja erklärt hatte, die Partie nie mehr zu machen, außer mit einer Bernerin, die sein Schänzli kenne. „Nein, nein“, wehrt er im Weitersteigen, „wir sind gleich schon bei den Glocken.“

Da ist es wahr, ich stehe

bei den Glocken von Stralsund.

„Diese hier ist eine berühmte Glocke“, erklärt mir der Pfarrer im Turmgeläß und schlägt sie an, so daß es einen dumpfen Hall gibt, den ich nie vergessen werde. „Diese Glocke wurde dreimal gegossen aus demselben Erz.“ Es ist die Geschichte Stralsunds, die hier ins Erz hineingegossen wurde und Geschichte ist der ganze Turm. „Sehen Sie auch die schwarzen Stellen im Gemäuer dort?“ So hat der angeschossene Turm in einem der späteren Kriege gegläht. „Aber es standen Tag und Nacht Wachen hier, um zu löschen und die Glocken zu retten. Man hatte keine Lust, diese größte ein drittes Mal unten aufzulesen.“ — „Ein drittes Mal?“

— „Das erste Mal im dreißigjährigen Kriege. Der Turm brannte lichterloh, die Glocke stürzte und zerbrach. Und nochmals später geschah dasselbe. Und 1914 dann hat man die beiden andern eingegossen, hier ist der Ersatz. Die alte Glocke aber wurde nicht angerührt.“ Er schlägt sie an.

Der Ton schwingt immer noch durch die hallenden Räume, während ich um viele Wendeltreppen höher ein oberes Geläß erreiche und mit Herzklopfen nach der Dachlufe laufe. Ich werde von hier ja die ganze Stadt sehen, ihre Teiche, die neuen Siedlungen unter den hohen Weidenbäumen. Und das Meer!

Der Anblick ist keine Photographie in einer Bahnhofshalle, sondern duftige, dunstige, bewegte Wirklichkeit mit fernem und schwachen Geräuschen. Es gibt keinen Vergleich mit schönen Städten des südlichen Mitteleuropa. Vergleichen wäre schade. Oder genügt denn zu einer Uebereinstimmung mit Genf, daß See und Meer überall grün sind; — dunkel, matt, graugrün hier im hohen Norden, oder Smaragd oder Beryll am Léman? Die Atmosphäre ist hier weniger leuchtend und weich, die Schatten sind weniger abgegrenzt. Alles wurde grauer und herber, und lassen wir dem Grauen und Herben seine Schönheit. Sie ist eine andere als in unsern Zonen, sie ist nicht „weniger“. Mir kommt es gar vor, — lächerliche Vorstellung, — als sei das Wasser hier mehr gewaschen als in unsern Seen, weil es schwerer und wogender geht. Die Spätsommersonne vermag es nicht stark aufzuhellen.

Weit geht die ungehemmte Sicht über den kleinen Hafen hinaus, den Fischereihafen, den Flotthafen, den Industriehafen. Seeleute füllen in der frühen Dämmerung einen mächtigen Schiffsraum mit irgend etwas, ich kann es von hier aus erkennen. Was es ist, weiß ich nicht. Wohl Gerste. Vom weiter zurückliegenden Handelshaus läuft man herbei und hin und her. Ich werde an niederländische Meisterwerke erinnert. Unzweifelhaft muß viel los sein. Die Sache muß ich mir aus der Nähe ansehen. Ich muß diese Menschen von nah beobachten, muß wissen, wie sie hantieren, über die großen Schiffshafen springen, wohl auch fluchen wie sich's ziemt. Und die Jungen in der Brotfrucht, — mir scheint, es springen dort Buben ins Korn, — was die wohl für Füße haben? —

Trotz diesen interessanten und anspornenden Erwartungen ist die Trennung vom Turmausblick nicht so einfach. Ganz weit zurück liegt die Trauminsel von Hiddensee. „Und was ist denn die nahe Nachbarschaft dort, der grüne Streifen über dem Dach der Nikolaikirche?“ will ich noch wissen. „Da sehen Sie nun schon Rügen.“ — „Und so nah!“ — „Ganz nahe. Sehen Sie die Fähre jetzt über dem Strelasund? Sie geht nach Rügen.“ Nun will ich aber doch sofort zum Hafen hinunter.

Der Rückweg scheint mir fast noch unsicherer als der Aufstieg. Für die ganze Finsternis muß eine brave kleine Taschenlampe ausreichen. Bei jeder Luke mache ich noch Halt. Ein Gürtel von Grün umgibt die seltsame Stadt, die stille, — kriegsgewohnte Ostseestadt. Ganz schmale, langgestreckte Parkanlagen verbinden den Stralsund von allen Seiten her mit dem Festland, grüne Arme. Und zwischen Bäumen und Brücken liegen die Stadtteiche. Ich vermag Schwäne zu erkennen.

Zum Hafen:

Nun gehe ich zwischen den schönsten Teichen und den weißesten Schwänen, die ich mir je erträumte. Die Tiere halten sich im Schilf verborgen oder rudern voll Ruhe hinaus. Man könnte geradezu glauben, daß Teiche und Tiere, Wiesen und Bäume keiner Pflege bedürften, so selbstverständlich ist all diese ernste Anmut. Kaum auszudenken, daß Stralsund verarmt ist wie jede deutsche Stadt, und Elend birgt wie jede andere.

Der Weg zum Hafen führt am Katharinenkloster vor-

bei, dem Heimatmuseum Neupommerns und Rügens. Es ist geschlossen, die Stadt kann es nicht mehr unterhalten; aber ein ehrwürdiger, neunzigjähriger Pförtner öffnet uns doch wenigstens den hochgewölbten „Remter“, das gotische Refektorium. Hier sage ich meinem gütigen Führer Lebewohl, und er verspricht halb und halb, — „Sie wissen, die Lage ist ernst“, ... nächstes Jahr doch noch einmal seine liebe Frau aufs Schänzli zu bringen. Der Weiterweg läßt sich leicht finden. Das Tram fährt ja fast nur diese eine Straße Bahnhof-Hafen. So einfach angelegt ist die Meerstadt. Ich will lieber gehen, es hat mehr Reiz. Die Zeitlosigkeit dieser Gassen ist beinahe drückend.

Nun mag es gegen sechs Uhr sein, und es dämmt schon; die Dämmerung des Nordens ist langsam. Ja, sie laden am Strand Gerste in das Schiff, Frucht zu Gerstenbrot. Sie pumpen das Getreide aus der Kornkammer eines zurückliegenden Handelshauses durch einen Hebel zum Schiff hin. Das geht über den ganzen Strandplatz. Man könnte es auch unterirdisch pumpen und dann heraussaugen, sagt mir ein Zuschauer. Buben springen in die Frucht, hüpfen darin herum. Ueber ihre Füßchen mag ich nichts aussagen. Ich denke nur noch daran, wie die Kinder immer aufpassen mußten, daß sie Boden unter den Füßen spürten. Es kam schon vor, daß Menschen versanken und erstickt waren, bevor man sie herausgrub. Die Buben schreien einander zu. Schutzleute und Zollwächter promenieren und sind gar nicht giftig. Die Frau eines Schiffers heißt mich aufpassen, wenn der Zug für Rügen ins Trajektschiff einfährt. „Waren Sie noch niemals drüben?“ — „Ich fahre morgen hin“, sage ich bestimmt. „Gute Fahrt denn!“

Ich wandere dem Strand entlang, bis es ganz finster wird. Verweile hier und dort und lasse die Nacht völlig einbrechen. Morgen fahre ich nach Rügen. G. Egger.

Der blonde Bub. Von Wilhelmine Baltinester.

Ein Schweizerhäuschen. Oben prangt in weißen Buchstaben: Familienpension. Spätsommer durchglüht das kühle Zartlila der Herbstzeitlosen, die wie Kerzen aus allen Wiesen des Bergdorfes hervorschießen. In einem Winkel des braunen Balkons, der das ganze Haus umzieht, hockt auf einem Schemel ein schwarzhaariges, schwarzäugiges, braunhäutiges kleines Mädel und wiegt eine Puppe. Eben erst sind sie angekommen. Das Fräulein packt im Zimmer drinnen den großen Koffer aus. Die Puppe ist sehr krank. Sie hat sich auf der langen Reise den Magen verdorben und braucht Umschläge. Es macht nichts, daß man sie ihr aufs Herz legt, in der Meinung, dort sei der Magen. Umschläge sind für alles gut, auch fürs Herz.

In der Balkontür des Nachbarzimmers erscheint etwas Blondes. Etwas so schön Blondes, etwas so vollkommen Blondes hat Margrit noch nie gesehen. Denn Margrit ist aus Ungarn, wo es zumeist dunkle Haare gibt und Rirschenaugen und braune Haut. Aber der blonde Bub ist nicht aus Ungarn, und er spricht sie gleich deutsch an. Es ist gut, daß Margrit ein deutsches Fräulein hat, so kann sie antworten; denn es wäre sehr schade, wenn sie nicht zu ihm sprechen könnte, da er doch so schön ist und von einer ihr so fremdartig erscheinenden stolzen Lieblichkeit.

„Wie heißt du?“ fragt Margrit.

„Hans.“

„Hanzzz“, sagt sie verträumt und richtet ihre schwarzen Augen auf ihn, als täte sich der Himmel vor ihr auf.

„Was hast du da?“ fragt der blonde Bub.

„Die Puppe. Sie ist krank.“

„Aber, das ist doch gar keine Puppe! Das ist nur ein häßliches Bündel! Mit so etwas möchte ich nie spielen!“

Klein-Margrit sieht ihn erschrocken an, wie eine Mutter, deren liebstes Kind man unschön nennt, und trampft